

NekrSch 0033
~~PK 173 sch~~

Zentralbibliothek Zürich

Caesar Schoeller

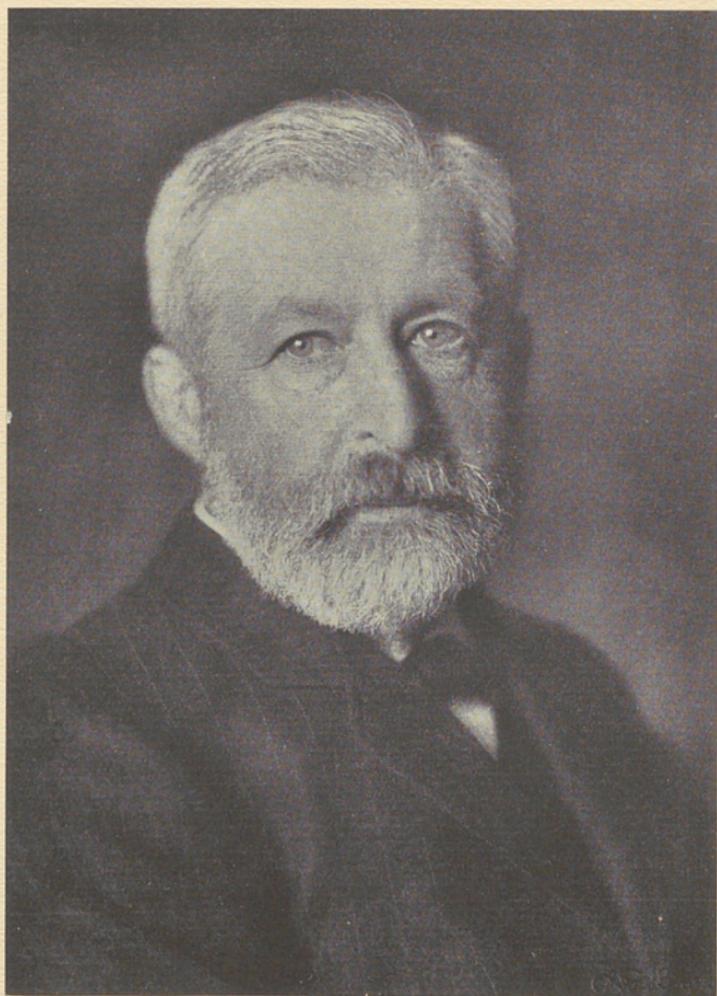
geboren 16. Oktober 1853

gestorben 28. April 1918

S



9135
Yf

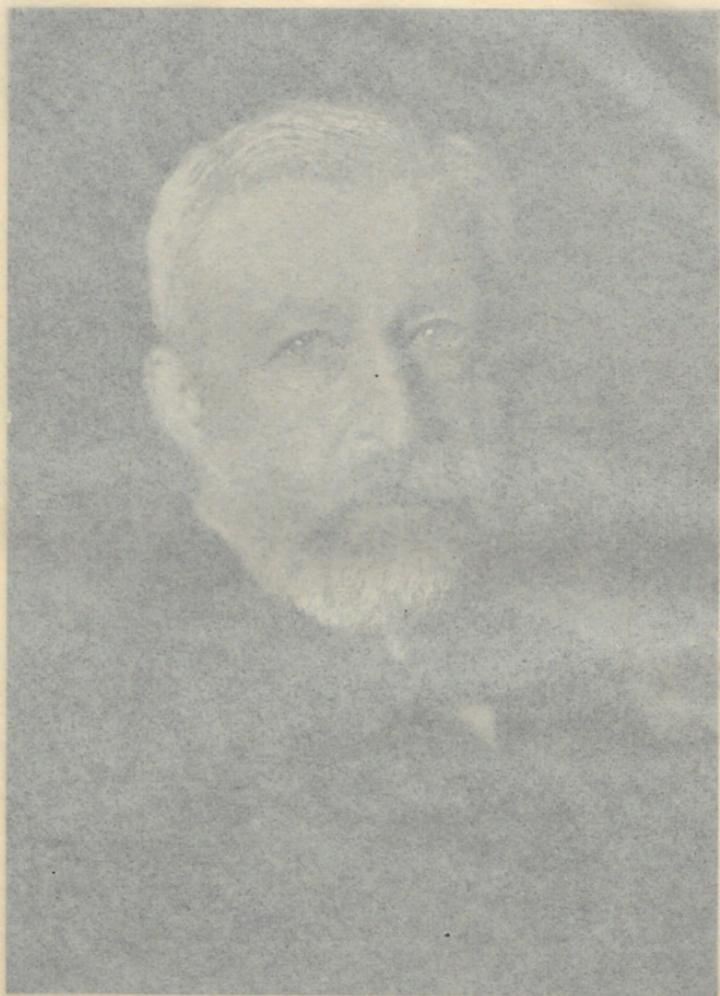


Ansprache

von Herrn Pfarrer C. Arbenz

Liebe trauernde Freundel!

Wir Christen sollten eigentlich gelernt haben, mit dem Apostel Paulus zu sprechen: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Wir sollten es gelernt haben, uns innerlich mit ihm auseinanderzusetzen und über ihn uns zu erheben. Und doch faßt uns immer wieder das große Weh beim Scheiden eines lieben Menschen, und wie ein Schrei quält es sich aus der Seele: Wahrlich, Tod, du hast doch etwas Räthselhaftes und Unerklärliches, du hast doch einen Stachel! — Anders ist es freilich, ein Kind sterben sehen, eine Knospe, die eben erst ihre Blüten enthüllen wollte, anders der Tod bei einem Menschen in der Kraft seiner Jahre — anders, wenn ein müder Mensch die Augen geschlossen hat für immer: wie wenn ein reifer Apfel abfällt auf weichen Rasen. Und so ist es hier. Ein Leben hat hier seinen Abschluß gefunden, das in einem tieferen Sinne als reich bezeichnet werden kann: reich an ernster, zielbewahter Arbeit und an schönen Arbeitserfolgen, reich an Freundschaft und echter Menschenliebe, die aus dem großen Schätze eines feinen Gemüthes und eines klugen Geistes zu beschenken und zu beglücken vermochte. Und darum geht etwas Schmerzliches auch durch diese Abschiedsstunde, weil ihr einem Manne, einem Satten, Vater und Bruder die letzte Ehre erweist, der



Ansprache

von Herrn Pfarrer C. Arbenz

Liebe trauernde Freunde!

Wir Christen sollten eigentlich gelernt haben, mit dem Apostel Paulus zu sprechen: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Wir sollten es gelernt haben, uns innerlich mit ihm auseinanderzusetzen und über ihn uns zu erheben. Und doch faßt uns immer wieder das große Weh beim Scheiden eines lieben Menschen, und wie ein Schrei quält es sich aus der Seele: Wahrlich, Tod, du hast doch etwas Räthselhaftes und Unerklärliches, du hast doch einen Stachel! — Anders ist es freilich, ein Kind sterben sehen, eine Knospe, die eben erst ihre Blüten enthüllen wollte, anders der Tod bei einem Menschen in der Kraft seiner Jahre — anders, wenn ein müder Mensch die Augen geschlossen hat für immer: wie wenn ein reifer Apfel abfällt auf weichen Rasen. Und so ist es hier. Ein Leben hat hier seinen Abschluß gefunden, das in einem tieferen Sinne als reich bezeichnet werden kann: reich an ernster, zielbewußter Arbeit und an schönen Arbeitserfolgen, reich an Freundschaft und echter Menschenliebe, die aus dem großen Schatze eines feinen Gemüthes und eines klugen Geistes zu beschenken und zu beglücken vermochte. Und darum geht etwas Schmerzliches auch durch diese Abschiedsstunde, weil ihr einem Manne, einem Vatten, Vater und Bruder die letzte Ehre erweist, der

in seinem Denken und Tun nichts Kleinliches hatte, in seinem Wollen und Schaffen das Gute sich zum Zielpunkt gesetzt hatte. Einfach ist der äußere Rahmen, in dem dieses Leben verlief. Am 16. Oktober 1853 wurde Caesar Schoeller geboren. Den Morgen seines Erdentages verlebte er in Breslau, zusammen mit zwei Brüdern, von denen der eine in jungen Jahren durch den Tod auf tragische Weise den Eltern entrissen wurde. Im Jahre 1867, als er vierzehn Jahre alt geworden war, siedelte die Familie nach Zürich über, nach der Stadt, die seine zweite Heimat werden sollte. Hier am Polytechnikum und in Berlin studierte er Chemie. Schon dem Knaben war eine innige Liebe zur Natur eigen, eine kindliche Freude an Blumen und Tieren, ein zartes Mitgefühl auch für die Leiden des geringsten Geschöpfes. Und diese Liebe nicht bloß, sondern dieses tiefgehende Interesse für den Mikrokosmos, für das Leben und Weben der Natur bis ins Kleinste und feinste hinein ist ihm zeitlebens geblieben. Freundschaft verband ihn mit Ernst Häckel, am Zustandekommen des phylogenetischen Museums in Jena hatte er nicht geringen Anteil, sein Verständnis und seine Mitarbeit belohnte ihm die dortige Universität durch Verleihung der philosophischen Doktorwürde honoris causa. Dem Zuge seines Herzens folgend, wäre er am liebsten Landwirt geworden, hätte er am liebsten jenem Berufe sich gewidmet, der den Menschen Tag für Tag in innigste Berührung bringt mit der Natur, ihm ihre Geheimnisse offenbart und ihn hineinschauen läßt in ihr wunderbares Schaffen, wenn er Augen und Interesse dafür hat. Und bei ihm wäre das in hohem Maße der Fall gewesen. Aber der Zweig des Geschäftes, den der Vater hier begründet hatte, brauchte die Arbeitskraft beider Söhne. Und auch hier war er am rechten

Platz: ruhig überlegend, bis er das Richtige getroffen, aber dann weise und entschlossen es ausführend. Nicht nur eine ungeheuchelte Herzensgüte, sondern auch ein unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl sind ihm eigen gewesen, gerade das, wofür Kinder gegenüber Eltern und Lehrern, Angestellte gegenüber ihrem Prinzipal ein so feines Sensorium haben. Und wo ein Mensch gerecht behandelt wird und er das Recht auch findet, wenn es ihm zukommt, da wächst Vertrauen und Liebe, und solche ist ihm zuteil geworden, nicht bloß bei den Angestellten, sondern auch bei denen, die ihm die Nächsten und Liebsten waren. So waren die Jahre gestiegen, als bald nach Ausbruch des Krieges als Folge eines Schlaganfalls ein Leiden sich einstellte, das nun durch Monate und Jahre sich hindurchzog: es war ein Auf- und Niedergehen, ein Wiederbesserwerden und Sichwiederverschlimmern, aber im allgemeinen doch ein beständiges Zurückgehen und Abnehmen der körperlichen und geistigen Kraft. Wir können ja nicht in einen Menschen hineinschauen, wir wissen nicht, was in ihm vorgeht in den vielen stillen Stunden, die er hat; wir wissen nicht, inwieweit das alles ihm noch zum Bewußtsein kommt. Seelagt hat er gegenüber seiner Gattin nie, als ob er es ihr nicht noch hätte schwerer machen wollen, die in dieser langen Leidenszeit fast jede seiner Bewegungen verfolgte und sich alle Mühe gab, ein wenig Licht hineinzutragen in dieses zunehmende Dunkel. Aber gegenüber seinem Bruder, der ihn täglich besuchte und ein halbes Stündchen an seiner Seite saß, hat er es gestanden, wie schwer es ihm zuweilen werde.

Ja, liebe Freunde, man kann schon sagen, daß jedes Menschenalter sein Schönes hat und daß der Schöpfer auch jedem Alter eine besondere Aufgabe zugewiesen.

Schön ist der junge Tag, wenn er aufgeht über der heimatlichen Flur — schön ist aber auch die goldne Abendsonne, „nie kann ohne Wonne ihren Glanz ich sehn.“ Schön ist der Baum in seinem Blütenschmucke, wenn es wie Schnee liegt auf seinen Zweigen; schön ist er aber auch im Herbst, wie die reifen Früchte durch die Blätter schimmern und die Äste fruchtbeschwert zur Erde niederbeugen. Schön ist der Jungknab, wenn er hinausstürmt ins Leben voll Unternehmungslust und Schaffensdrang, schön ist aber auch der Großvater, der die grauen Haare, die Krone der Ehren trägt. Aber wenn der Mensch nun im Alter so hilflos wird, wie er war als kleines Kind und die Extreme sich wieder berühren, wenn er vom Morgen bis zum Abend, Nacht und Tag auf die Hülfe anderer sich angewiesen sieht, wenn ihm nichts Schöpferisches mehr gelingt, im Gegentheil, eine Arbeit, eine Aufgabe nach der andern ihm aus der Hand genommen wird, dann wird das Leben eine Last und der Tod ein Erlöser, und wenn der Entschlafene gewohnt gewesen wäre, seine tiefsten Wünsche in ein Gebet zu fassen, dann hätte es nur lauten können: Herr, ich habe gesagt, was ich zu sagen, ich habe geleistet, was ich zu leisten hatte; nun bin ich müde, nimm meine Seele. Und so ist der Tod als ein Erlöser zu ihm gekommen. Er hat seinen Lauf vollendet, und nun folgt auf die irdischen Arbeiten und Schmerzen die große Stille, das Unbekannte, das Neue, das Höhere, das Unsichtbare und Ewige, das zu erspähen unsere Sinne nicht geschaffen sind: „Was sichtbar ist, das ist vergänglich; was unsichtbar ist, das ist ewig.“

Und das, was er euch war, wird er immer sein. Ich habe mir oftmals sagen müssen in den letzten Zeiten: wie arm wären wir doch, wenn wir nur die Lebenden

hätten, wenn wir nur auf sie bauen und vertrauen könnten; wenn diejenigen, welche nach uns kommen, unsere einzige Hoffnung wären; wenn wir nicht zu denen aufschauen könnten, welche uns vorangegangen sind. In der Zeit der ersten Trauer sind unsere Augen gehalten, und wir können sie nicht mehr sehen. Aber nach und nach fangen sie wieder an mit uns zu leben, sie sind da, sie sind eine Macht, nicht ein mehr und mehr verblissendes Bild, nein, eine Realität, so wirklich und wesenhaft wie irgend etwas; sie stärken uns, wenn wir straucheln wollen; sie spornen uns an, wenn wir nachlassen wollen, sie treiben uns an, auszuhalten und fest zu bleiben. Jeder liebe Mensch, der uns im Tode voranging, läßt uns viel ruhiger denken über den Tod; es ist wirklich, als ob er irgendwo eine Türe aufgemacht hätte, durch welche Licht fällt in dieses Erden-dunkel.

Die Bibel war nicht das Buch, mit dem Caesar Schoeller sich beschäftigte in stillen Stunden. Er lebte nicht in der Welt der Bibel. Damit ist nicht gesagt, daß wir nicht auch in seinem Leben ihren Geist wieder fänden. Wie wäre das anders möglich bei einem Buche, das die Barmherzigen selig preist und die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Und so drängt sich mir doch zum Schlusse eine biblische Erinnerung auf. Als der alte treue Knecht Elieser im Dienste seines Herrn Abraham eine lange und beschwerliche Reise nach Mesopotamien gemacht und als er sich dort seines Auftrages entledigt hatte, und als sie ihn nun baten, er solle doch einige Tage sich ausruhen und bei ihnen bleiben, da sprach er beim Gedanken an seinen Herrn Abraham, von dem er wußte, daß er mit Ungeduld und Angst auf ihn warte: „Haltet mich nicht auf, der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben.“

Ist's nicht, als ob der Verstorbene jetzt auch so zu euch sprechen möchte: Haltet mich nicht auf; ziehet mich nicht wieder zurück in diese Zeitlichkeit. Ich bin so froh, von mir abstreifen zu können alles, was ich von dieser Erde her an mir trage. „Der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben.“ Ist das nicht auch ein Loblied auf den Schöpfer: Sechs Jahrzehnte mit gesunden Kräften Leibes und der Seele im Leben drin stehen, Erfolg haben in seiner Arbeit und in seinem Schaffen, alle Kräfte harmonisch zur Ausbildung bringen können, die in uns schlummern; von dem, was an Wissen und Bildung unter den Menschen ist, einen schönen Teil in sich aufnehmen; Liebe säen und Liebe ernten in reichem Maße; Menschen an seiner Seite haben, die einen verstehen; Kinder an seiner Seite heranwachsen sehen, einem zum Stolz und zur Freude. Und dann aufstehen von der Tafel des Lebens, ohne Todeskampf — wirklich, Gott hat Gnade zu seiner Reise gegeben, und wir wollen es ihm danken. Und wenn ihr Kränze der Liebe und der Verehrung auf das Grab des Entschlafenen leget, danket zugleich dem ewigen Gott für den Segen, der durch das Leben dieses edlen und guten Menschen euch zuteil geworden ist. Denn er ist der Urquell alles Guten, und euere Lösung sei: Die Liebe bleibt immerdar.

E r i n n e r u n g e n

von einem Jugendfreund

Am Nachmittag des 1. Mai bewegte sich in stiller Abgeschiedenheit von dem unruhigen Stadtleben auf dem Gartenhügel neben der hohen Promenade ein kleiner Trauerzug von etwa 15 Personen durch den Garten des Verstorbenen, der sich noch am letzten Lebenstag seiner Pracht erfreut hatte, nach dem gegenüberliegenden Privatkirchhof ohne alle lästige Zuschauermenge. In gleicher Einfachheit ohne Musik und übermäßigen Schmuck fremder Blumen vollzog sich schon die Feier zu Hause durch eine schlichte Ansprache eines mit der Familie verwandten Pfarrers alles dem für seine Person bescheidenen, stillen Charakter des Verstorbenen entsprechend. Und doch handelte es sich um einen mit großen Glücksgütern gesegneten Mann, der aber für sich selbst sehr wenig davon beanspruchte und sich über die Trennung hievon gewiß am wenigsten bekümmert hat. Die Freude an Arbeit und Pflichterfüllung in einem vielleicht nicht ganz nach eigenem Wunsch erwählten Beruf, den er auch zur Existenz gar nicht nötig hatte, füllte den Hauptteil seines Lebens aus. So wenig gehörte er zu den in einer neulich erschienenen Schrift ganz allgemein angeklagten „faulen Reichen“, die übrigens in unserm arbeitsamen Volke viel seltener sind als in andern Ländern; so gut erfüllte er das in derselben Schrift als Folge einer Revolution geforderte Ideal der Freude an der eigenen Arbeit, dem eigenen Werk.

Schlicht und wahrhaft wie sein ganzes Wesen soll auch diese Schilderung sein, die ein Jugendfreund auf Wunsch der Angehörigen mit deren Unterstützung, sowie Beihülfe zweier anderer Schulkameraden, hier für weitere Kreise entwirft und wobei mehr die persönliche Entwicklung und der Charakter betont wird, als die dem Verfasser nicht vertrauten Berufsleistungen. Es soll kein feierlicher Nekrolog sein, sondern ein auch vor humoristischen Zügen nicht zurückschreckendes Lebensbild, ein Versuch, den ganzen Lebenslauf auf dem Milieu einer Klassenkameradschaft zu schildern. In andern Ländern, wo die Stände strenger geschieden sind, wäre dies kaum denkbar, auch hier ist es nur in besonders günstigen Fällen möglich. Einen deutschen Staatsmann, Gelehrten oder Offizier könnte man vielleicht von der Grundlage seines Studentencorps aus schildern; da sind doch gemeinsame Standesverhältnisse vorhanden. Unsere Schulkameradschaft hat durchaus nicht diesen Charakter; sie ist auch kein Verein, da im Gegenteil die einzelnen Kameraden ganz verschiedenen Vereinen angehörten: 2 dem Zofinger Studentenverein, 4 dem Universitätsturnverein, 2 dem Verein ehemaliger Polytechniker, 3 dem Verein für freies Christentum, 2 dem alten Zürich, 2 dem Alpenklub, 5 der Antiquarisch = historischen Gesellschaft, Caesar (allein) der Naturforschenden Gesellschaft. Auch in der Schulzeit gehörten nur 9 dem Gymnasialverein an, von den 15, die das obere Gymnasium besuchten. Vollends sind die Lebensverhältnisse so verschieden, daß die eine Familie gar keine, die andere 2, 3 oder 4 Diensthofen hält, was gesellschaftlichen Verkehr unter den Familienhäusern erschwerte, an andern Stätten aber in keiner Weise hinderte.

Verzeichnis der Kameraden.

- Amberg Jakob, von Bachs, Betriebschef der Zentralbahn in
Basel, † 1908.
- Brändli Oskar, von Wädenswil, Pfarrer in Basel,
† 24. September 1906.
- Eberle Julius, von Zürich, Kaufmann in Italien, † 1875.
- Escher Eduard, von Zürich, Professor der alten Sprachen am
Gymnasium Zürich, † Ende April 1886.
- Escher Konrad, von Zürich, Bankier in Zürich, Mitglied des
Großen Stadtrates, † 15. Oktober 1916.
- Frei Otto, von Frankfurt, Zürich, cand. histor., cand. med.,
† 1882.
- Swalter Emil, von Höngg, Dr. med., Arzt in Rapperswil,
Sanitätsrat, † 9. Mai 1913.
- Hegner Konrad, von Winterthur, Dr. med., Arzt in Rafz,
† Oktober 1882.
- Jackson Karl, von Leeds, Techniker und Sprachlehrer, lebt noch.
- Körner Ernst, von Zürich, Bezirksgerichtschreiber in Uster,
† 1915.
- Körner Rudolf, von Zürich, † als Gymnasiast an der Cholera
19. September 1867.
- Kunz Eugen, von Stäfa, Landwirt, Kirchen- und Schulpfleger
in Meilen, † 1917.
- Lünig August, von Rüschlikon, Dr. med., Privatdozent, Direktor
verschiedener Anstalten, lebt noch.
- Lüssy Robert, von Maur, Chemiker in Lörrach und Basel,
Dr. phil., lebt noch.
- Meili Friedrich, von Zürich, Dr. theol. h. c., Pfarrer in Wiedikon,
Privatdozent, † März 1904.
- Meyer, Hans, von Zürich, Dr. phil., a. Professor der Mathe-
matik in St. Gallen, lebt noch.

- Morf Karl, von Zürich, Seidenfabrikant in Mailand, † 1. Juni 1907.
- Orelli von, Konrad, von Zürich, Förster, Oberst, Chef der Kriegsmaterialverwaltung in Bern, † 19. März 1904.
- Rothpletz August, von Aarau, Professor der Geologie an der Universität in München, † Januar 1918.
- Rudteschell von, Nicolai, von Riga, Pfarrer in Eilbeck bei Hamburg, † ca. 1910.
- Schneebeli Heinrich, von Affoltern a. A., Pfarrer in Wyla, † ca. 1912.
- Schoeller Caesar, Fabrikant, Dr. phil. h. c., † 28. April 1918.
- Schultheß Hans, von Zürich, Bankier in Aegypten, Madrid, Winterthur, Amsterdam, Paris, lebt noch.
- Schweizer Paul, von Zürich, Staatsarchivar, Professor der Geschichte an der Universität Zürich, lebt noch.
- Spillmann Emil, von Hedingen, Professor der alten Sprachen und Prorektor am Gymnasium Zürich, † 21. Januar 1917.
- Syz Harry, von Knonau (Zürich), Fabrikant in Zürich, † 19. April 1910.
- Trümpler Ernst, von Zürich, Fabrikant in Ulster und Zürich, lebt noch.
- Wegmann, Arnold, von Zürich, Mechaniker in Zürich, † 1904.
- Witt Otto, von Neumünster in Holstein, Chemiker, Rektor des Polytechnikums Charlottenburg, † zirka 1912.
- Zeller Othmar, von Zürich, stud. med., Antiquar in Zürich, lebt noch.
- Mit einigen andern Klassengenossen haben wir die Fühlung verloren.



Caesar Schoeller wurde am 16. Oktober 1853 als zweiter Sohn seiner beiden aus den Rheinlanden stammenden, aber damals in Breslau wohnenden Eltern geboren, so daß er nach schweizerischen Begriffen in Düren an der Ruhr, nicht in Breslau wie nach preußischen, heimatberechtigt gewesen wäre. 1867 kam er im 14. Altersjahr nach Zürich, wohin sein Vater damals nach vorhergehender Bürgerrechtserwerbung übersiedelte wegen des Konflikts zwischen Bismarck und dem Abgeordnetenhaus, dem Schoeller 1859—61 angehörte und dessen Politik er auch damals noch festhielt. Gründlicher als andere Auswanderer löste er seine Staatszugehörigkeit durch Austritt aus dem preußischen Untertanenverband. Interessante Aufschlüsse über die Veränderung der Staatsangehörigkeit bietet ein im Staatsarchiv Zürich liegendes Gesuch, das der damalige junge Fürsprecher Fick, der spätere Professor und intime Freund der Familie, am 28. Januar 1866 an den Regierungsrat von Zürich richtete im Namen von W. Rudolf Schoeller, Fabrikbesitzer in Breslau, um die am 18. Januar erfolgte Aufnahme ins Bürgerrecht der Stadt Zürich durch Landrechtserteilung bestätigen zu lassen. Es heißt hier, Schoeller habe die Falkenburg in Zürich gekauft und besitze alle Erfordernisse der Landrechtsaufnahme außer einer fünfjährigen Niederlassung, würde aber im Fall der Verweigerung samt seiner ganzen Familie heimatlos bleiben, da er am 2. Dezember 1865 aus dem preußischen Untertanenverband entlassen worden sei; er wolle die von ihm in Breslau betriebene Kammgarnspinnerei in sein neues Vaterland als einen hier völlig neuen Industriezweig einführen. Seine durch beigelegten Taufschein bestätigte Zugehörigkeit zur reformierten (nicht lutherischen) Gemeinde in Breslau wirkte

wohl auch zur Wahl der reformierten Schweiz als neuer Heimat mit. Entschiedener als die meisten Deutschen, die bei Einbürgerung in der Schweiz ihren deutschen Untertanenverband beibehielten und ein im jetzigen Krieg erst unhaltbar gewordenenes Doppelbürgerrecht genossen, hat Schoeller seinen früheren Untertanenverband gelöst und nicht davor zurückgeschreckt, ein ganzes Jahr lang mit seiner Familie heimatlos zu bleiben. Nach Gründung des Reiches 1871 hat er sich wie die meisten Deutschen, außer den extremsten Flüchtlingen, ausgeföhnt, so daß er 1881—87 sogar deutscher Konsul in Zürich sein konnte, ohne Besoldung und noch ohne Berufscharakter. Doch legte er dieses Amt nieder, als man ihm von Berlin aus etwas zumutete, was mit seiner Ueberzeugung im Widerspruch stand. (Nekrolog von Prof. Kesselring in der „N. Z. Z.“ vom 17. Septbr. 1902.) Zu der Uebersiedelung mag auch mitgewirkt haben, daß er in der Schweiz besser als in Schlesien das ihm vorschwebende Projekt einer Gewinnbeteiligung der Arbeiter und andere Sozialreformen hoffte durchführen zu können; eine jetzt als Zukunftsziel der schweizerischen Industrie empfohlene Einrichtung. („N. Z. Z.“, Mai 1918.) V. Böhmert, Professor der Nationalökonomie am Eidgen. Polytechnikum konnte in seiner 1873 erschienenen Schrift über „Arbeiterverhältnisse und Fabrikeinrichtungen der Schweiz“, II/66, unter den fünf ersten Versuchen zur Gewinnbeteiligung der Arbeiter die beiden Schoeller'schen Fabriken in Schaffhausen, die Kammwollzwirnerei und die Kammgarnspinnerei, anführen, da Schoeller in seinem Vertrag mit den zwei Aktiengesellschaften die Gewinnbeteiligung der Arbeiter zur Bedingung gemacht habe, in der Weise, daß den Arbeitern ein bestimmter, immer konstanter Prozentteil des Ge-

winnes in erster Linie zurückgelegt wurde, teils mit zehn Prozent Zuschlag zum Arbeitslohn, teils als Reserve für ungünstige Jahre, teils für Krankenunterstützungsclassen. Wenn Herr Schoeller die Gewinnbeteiligung 1872 für praktisch durchführbar erklärte, hat er sich nicht getäuscht; sie existiert in seiner Fabrik noch heute.

Als Caesar, ein halbes bis ganzes Jahr jünger als die übrigen Schüler, in die dritte Klasse des untern Gymnasiums in Zürich eintrat, nannten wir Schulkameraden ihn anfangs „Preuß“, obschon dies eigentlich unrichtig war und er gelegentliche Ringkämpfe mehr mit einem ebenfalls aus Norddeutschland eingewanderten Schüler als mit uns Schweizern führte, mit denen er sich von Anfang an gut vertrug. Bald verband ihn mit den meisten Klassenossen eine später noch enger werdende, von seinen Eltern begünstigte Freundschaft bis zum Lebensende, das bei der großen Mehrzahl früher eintrat als bei ihm, da wir jetzt dem von uns oft gesungenen Lied „von den drei Gefellen“ bedenklich nahe gerückt sind. Dann nannten wir ihn Caesar wegen der Ungewöhnlichkeit und engen Beziehung dieses Namens zu unserer Lateinlektüre, also mit dem Vornamen, anstatt wie wir sonst einander beim Familiennamen oder einem Uebernamen anzureden pflegten. Obwohl er aus der vierten Klasse des untern Gymnasiums 1869 an die technische Abteilung der Industrieschule mit einigen andern übertrat, 1871 zum Chemiestudium an das eidgen. Polytechnikum, blieb er doch wie andere Techniker und Kaufleute mit den einmal gewonnenen Schulkameraden, welche das obere Gymnasium und die Universität besuchten, in stetem Kontakt, der noch enger wurde, als er 1874 mit einzelnen in Berlin wieder zusammentraf; auch hier studierten wir an verschiedenen Abteilungen der Universität,

Caesar mit einem andern Chemie und Physik bei Helmholtz und Hofmann, ich Geschichte bei Droysen und Wattenbach. Doch vereinigte uns das Mittagessen zu acht Silbergroschen (ein Franken) und mancher Ausflug oder Theaterabend.

Vollends gestaltete sich eine enge Freundschaft mit regelmäßigen allwöchentlichen Zusammenkünften, bescheidenen Jahresfesten und gelegentlichen Ausflügen, als die meisten ehemaligen Genossen jener dritten und vierten Gymnasialklasse von ihren Studien- und Lehrjahren nach Zürich zurückkehrten, wo immer einige den Zusammenhang aufrecht erhalten hatten. Auch die im Ausland Gebliebenen wurden dann von München bis Hamburg zu den zehnjährigen Maturitätsjubiläen 1891, 1901, 1911, herangezogen, eine Art von Schulkameraden-Freundschaft, die in jenen deutschen Städten Verwunderung erregte und beweist, daß das Gymnasium doch nicht so verhaßt war und uns im ganzen eine schöne Erinnerung hinterließ. Der beliebteste unserer ehemaligen Lehrer, Prof. Moz, wurde in die Kameradschaft aufgenommen. Wir stifteten auch unter Caesars wesentlicher Mitwirkung samt der des Hamburger Pfarrers den jetzigen Gymnasiasten 1901 einen Reisefonds.

Denn Wanderungen durch die schönen Täler und über die Bergpässe seines neuen Vaterlandes mit Vermeidung gefährlichen Sports gehörten zu den Vergnügen Caesars, wie auch das Rudern in dem von ihm mitgegründeten Ruderklub. Im schweizerischen Militär wurde er Senieoffizier und Oberleutnant der Verwaltungstruppen. — Einige dieser ehemaligen Schulkameraden bildeten 1883 bis 1896 mit einigen jüngeren Leuten, worunter sich der jetzige Nationalrat Syz, Gutsnachbar von Schoellers, befand, ein Lesekränzchen, dessen Sitzungen oft in der

Schoeller'schen Wohnung stattfanden. Das Ziel war, alle Arten klassischer Literatur, Drama, Komödie, Epos, Satire durch alle zum Theil nur einzelnen Mitgliedern genauer bekannten Sprachen, griechisch, lateinisch, französisch, englisch, italienisch und spanisch mit eigener getreuer und genießbarer Uebersetzung zu verfolgen und Vergleichen anzustellen, so daß wir hier Literaturgeschichte praktisch betrieben, bevor es Professuren darüber gab. Daran nahm Schoeller mit Leistungen in modernen Sprachen regen Anteil. Trotz vorwiegender Verlegung auf die Naturwissenschaften, bei deren damals bescheidener Rolle am Zürcher Gymnasium er sich schon auszeichnete, hatte er doch vielseitige Interessen, besuchte sehr häufig die Antiquarische Gesellschaft, die Künstlergesellschaft, die Rathhausvorträge, Hochschulvereinsitzungen, neben dem ihm noch näher liegenden Verein ehemaliger Polytechniker und der Naturforschenden Gesellschaft, der er eine große Schenkung machte; so schloß er sich einer guten Gewohnheit zürcherischer Kaufleute und Industriellen an, die oft Verwunderung bei fremden Professoren erregte. Namentlich hatte er schon von seinen kunstsinigen, feingebildeten Eltern her eine Vorliebe für bildende Kunst und Malerei und erwarb einige Meisterstücke unseres Zürcher Tiermalers Koller und zahlreiche interessante Skizzen aus dessen Nachlaß. Daher unterstützte er auch das Künstlerhaus und das von der ganzen Familie regelmäßig besuchte Theater. In Dilettantenvorstellungen bei kleinen Freundeszusammenkünften spielte er selbst etwa mit, wobei das von ihm immer beibehaltene stark schlesisch gefärbte Deutsch mitunter eine gute komische Wirkung erzielte. Den Zürcher Dialekt hat er sich nie angeeignet; erst seine Kinder sind soweit gediehen.

Solche, auch im Kameradenkreis gefeierte Festchen erlitten keinerlei Störung, im Gegenteil lebhaften Aufschwung, als Caesar 1881 sich mit einer ähnlichen Industriekreisen angehörigen Dame aus Düren verheiratete, die er schon auf der Hochzeitsreise dem damals in Tübingen befindlichen Schreiber dieser Zeilen vorstellte. Die liebenswürdige, frohmütige Rheinländerin bildete nicht nur eine treffliche Ergänzung zu Caesars ruhigem Wesen und mehr schlesischem als rheinländischem Temperament. Sie fand sich auch in den aus so verschiedenen Verhältnissen hervorgegangenen Kameradenkreis sehr leicht ein und verstand es, den eine Zeitlang alljährlich stattfindenden Zusammenkünften einen fröhlichen, lebhaften Ton zu verleihen und sie durch ihr geselliges, musikalisches und dramatisches Talent zu heben. Daß sie auch dem größten Ernst des Lebens ebenso gerecht zu werden vermochte, zeigte ihre geschickte, liebevolle und nie ermüdende Pflege für den erkrankten Satten. Ueberhaupt verstand sich das junge Haus so gut wie das der Eltern auf feine, harmlose Geselligkeit und geschickte Vereinigung deutscher und zürcherischer Kreise, akademischer, industrieller und künstlerischer Persönlichkeiten. Bei diesen für ihn oft fast zu häufig werdenden Anlässen beider Häuser und allen möglichen Segeneinladungen war es ein Glück, daß Caesar im Trinken, Essen und andern Genüssen immer äußerst maßvoll war und früh zur gänzlichen Abstinenz übergieng; über diese damals noch ganz ungewohnte Tugend wurde er etwa von den Kameraden verspottet, bis allmählich einer nach dem andern auch anfing, Wasser in seinen Wein zu gießen. Doch hinderte ihn seine eifrige Abstinenzverteidigung nicht, seinen Gästen herrlichen Moselwein und selbstgebraute Pfirsichbowle vorzusetzen.

Aus der glücklichen Ehe sind ein Sohn und zwei Töchter hervorgegangen, die sich hier noch mehr einlebten und sich alle drei noch bei Lebzeiten des Vaters mit Schweizern, die jüngste Tochter wenigstens mit einem ursprünglich aus der Schweiz stammenden Manne verheirateten. Sie haben auch die elterliche und großelterliche Neigung zu Kunst und Wissenschaft geerbt. An dieser letztern Hochzeit konnte der Vater trotz seiner Krankheit noch teilnehmen.

An seiner Weite des Gesichtskreises und Anteilnahme an Geisteswissenschaften wurde Caesar keineswegs verhindert durch seine vorwiegend naturwissenschaftlich orientierte Weltanschauung, die er trotz sonstiger Ruhe in eifrigen Diskussionen über Abstammungslehre, Religion, Mittelschulfrage etc. verteidigte, so daß einmal in einer Gesellschaft eine uns beiden befreundete Dame meinte, wir hätten auch hierfür unsere Rollen auswendig gelernt, da wir doch sonst stiller Natur waren. Die Darwin'sche Richtung im Sinne Häckels, deren Beginn mit Häckels Professur in Jena 1865 gerade in die Zeit fiel, als Schoeller eine Realschule in Breslau besuchte, muß wohl durch Einfluß eines dortigen Häckelschülers entstanden sein, da „die natürliche Schöpfungsgeschichte“ erst 1868 erschien, aber auf früheren Vorlesungen beruhte. Wenn ich mich recht erinnere, brachte Caesar diese Begeisterung für Häckel, den er persönlich erst später, durch Professor Lang, kennen lernte, 1867 schon nach Zürich mit, an dessen Gymnasium damals noch niemand diese Richtung vertrat; auch der dieser angehörige Professor Konrad Keller kam erst um 1876 ans Polytechnikum. Diese neue epochemachende Lehre hat unsern Freund so begeistert und erfüllt, daß er sich von Kirche und Religion grundsätzlich fernhielt, sich

oft eifrig gegen alle religiösen Lehren und kirchlichen Richtungen äußerte, wie Häckel selbst fast am meisten gegen die freisinnige Theologie, auch in späteren Jahren noch Drews zustimmte und sich einem Monistenverein anschloß. Da die meisten Kameraden sich zu kirchlichen Ansichten, teils orthodoxer, teils freisinniger Richtung bekannten, zwischen denen der Streit damals 1867—77 auf dem Höhepunkt stand, einige sogar sich dem Theologiestudium widmeten, einer infolge seiner deutschrussischen Herkunft in lutherischer, zwei in freisinniger, der vierte in etwas sozialistischer Richtung, führten diese Gegensätze wohl zu eifrigen Diskussionen, aber niemals zur Entfremdung, so wenig als politische Meinungsverschiedenheiten. In der innern Politik hielten wir zwar größtenteils zur liberalen Partei, da wir die demagogischen Künste der Demokraten bei der Verfassungsrevision von 1867 wohl bemerkten und einen sehr befähigten Gymnasiallehrer durch allzustarke Teilnahme an dieser Bewegung und am Verfassungsrat in traurige Verkommenheit verfallen sahen, obwohl sein damals verspotteter Grundsatz „man nimmt's, wo man's findet,“ gerade in der jetzigen Kriegsnot sich allen Parteien als Leitmotiv der Steuerpolitik aufgedrängt hat. So war Caesar in der ihn ohnehin nicht stark interessierenden innern Politik mit den meisten von uns einverstanden, durch die sozialreformerischen Pläne seines Vaters auch dem sozial gesinnten Theologen noch näher stehend als die andern. In der äußeren Politik gab einzig der Wohlgemuthandel 1889 Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten, die aber mit dem bald darauf folgenden Sturze Bismarcks wieder aufhörten und mit einer versöhnenden Bemerkung von Caesars Seite, daß Bismarck doch zu scharf gegen die Schweiz vorgegangen

sei, ganz beigelegt wurden. Die schwierigere Probe des jetzigen Krieges, der so viele enge und alte Beziehungen zerstört hat, trat an unsern Freundeskreis nicht mehr oder kaum in leisen Anfängen heran, da Caesar anfangs Januar 1915 so schwer erkrankte, daß ihm alle aufregenden Fragen bei unseren Besuchen ferngehalten werden mußten.

Die monistische Weltanschauung Caesars war um so auffallender, als sein Vater, ein ebenso vielseitiger Mann, sich gerade für kirchliche Fragen sehr interessierte, mit freisinnigen Zürcher Pfarrern Furrer, Lang, Bion etc. wie mit deutschen Professoren der Theologie Ryffel, Volkmar und dem Schweizer Kesselring verkehrte, ja sogar zehn kirchenpolitische Abhandlungen verfaßte, die zum Teil auf seinen Wunsch von mir auf historische Richtigkeit im Manuskript durchgesehen, zuerst unter dem Pseudonym Michel, dann unter dem eigenen Namen in der von Pfarrer Meili, einem Schulkameraden Caesars, redigierten Schweizerischen Theologischen Zeitschrift 1881—1902 erschienen, auch separat viel gelesen wurden. Sie handeln von Religionsfreiheit, Religion im Sinne der Liebe und Wahrhaftigkeit und von der Gefahr des Katholizismus für das deutsche Reich und bedeuteten einen Protest gegen die Einstellung des Kulturkampfes. Caesar hat mir einmal angedeutet, er sei mit den theologischen Liebhabereien seines Vaters nicht recht einverstanden. Aber zu irgend-einem Konflikt zwischen Vater und Sohn ist es deswegen nicht gekommen. Ohne jeden Widerspruch, ja mit Anerkennung des Unterrichts ließ er sich von dem mildfreisinnigen Pfarrer Furrer konfirmieren, wie er auch seine Kinder kirchlich taufen, konfirmieren und trauen ließ. Schließlich ist doch Vater und Sohn eine Richtung auf

Geistesfreiheit nur in verschiedenem Maße gemeinsam. Der originellere Vater ging eigene Wege, der Sohn hat sich in frühester Jugend einer neuen Weltanschauung angeschlossen. Die Familie hat wohl ganz recht, in diesem von Vater und Sohn in etwas verschiedener Weise gehegten Streben nach Geistesfreiheit *) „eine Fortsetzung des Kampfes zu sehen, den ihre Ahnen als vereinsamte Protestanten schon seit dem 16. Jahrhundert in den damals noch fast ganz katholischen Rheinlanden, zuerst in der Grafschaft Schleiden, dann in Düren zu führen hatten“, nur daß der Sohn die Abneigung gegen starre Dogmen auch nach der protestantischen Kirche hin glaubte wenden zu sollen.

Schwer fiel es Caesar und ist doch ebenso konfliktlos verlaufen, daß er statt des in seinem Wunsch liegenden Abschlusses seiner Chemie- und anderer Naturwissenschaftsstudien und einer mehr mit Wissenschaft verbundenen Laufbahn einen Teil des weitverzweigten väterlichen Geschäftes übernehmen mußte. Nach einer der Wollindustrie gewidmeten Lehrzeit in Reims und in England 1875—77, die gegen die Freiheit des vorhergehenden Studiums am Zürcher Polytechnikum und in Berlin einen empfindlichen Gegensatz bilden mußte, „übernahm er 1878 die Leitung der Wollfärberei beim Hardturm, wie auch die der Strickgarnspinnerei in Schaffhausen“, nicht nur ohne Widerstreben, sondern mit solcher Energie, daß er „beide Unternehmungen aus kleinen Anfängen zu ihrer jetzigen Ausdehnung brachte.“

„Seit dem Tode des Vaters (1902) wandte er sein Interesse noch einem von diesem gegründeten Plantage-

*) Die in Anführungszeichen gesetzten Stellen beruhen auf Mitteilung der Familie.

unternehmen in Afrika zu, das er lediglich durch seine zähe Ausdauer nach Ueberwindung zahlreicher Mißerfolge erst wenige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges zu einer gedeihlichen Entwicklung brachte. Es war für ihn ein harter Schlag, diesen Erfolg jahrelanger Arbeit durch Eintritt des jetzigen Krieges wieder in Frage gestellt zu sehen." Dies hat wohl mit zu seiner Erkrankung im Januar 1915 beigetragen, die anfangs von den Aerzten nicht als leichter Schlaganfall aufgefaßt, sondern für eine schon früher einmal aufgetretene Nervenschwäche gehalten wurde, wie sie der Kriegsausbruch bei vielen Leuten auch ohne so schwerwiegende Gründe hervorbrachte. Diese Krankheit nötigte ihn zum sofortigen Rücktritt vom Geschäft und führte trotz scheinbarer Wendungen zur Besserung nach dreieinviertel Jahren den Tod herbei.

Ein reiner und grundguter Mensch, der seine reichen Mittel zu wohlthätigen, gemeinnützigen, kunstfreundlichen und wissenschaftlichen Zwecken mit reger Anteilnahme und vielem Verständnis anwendete und dessen wenig sinnlich angelegter Natur nichts Frivoles anhaftete, liefert er wohl, wenn dies noch nötig sein sollte, einen schlagenden Beweis dafür, daß sittliche Reinheit und Tugend, menschenfreundliche Güte und Wahrheitsliebe auch mit einer unkirchlichen Gesinnung verbunden sein kann. Vielen Bedrängten hat er nicht nur mit Geld, auch mit Stellenversorgung verständnisvolle Hülfe geleistet, nach dem Vorgang seines Vaters, „der Besserung der Lage der ihm unterstellten Arbeiterschaft ein reges Verständnis entgegengebracht, besonders gute Wohnungsverhältnisse gefördert“, wie so viele unserer Fabrikanten hierin das Zukunftsideal der „neuen Schweiz“ auf sichererem Wege mit eigenen Arbeiterwohnungen und Gartenland erfüllt haben und

dafür gerade die arg verschriene Form von Aktiengesellschaften angewendet wurde.

Unter den schon erwähnten Förderungen wissenschaftlicher Institute, wozu auch Gaben an die Einrichtung der archäologischen Sammlung der neuen Hochschule und an die Ausgabe der Werke Eulers gehören, brachte unserm Freund in den letzten Jahren seine Schenkung an das phylogenetische Institut in Jena 1910 eine ungeahnte Anerkennung mit Verleihung des Dokortitels honoris causa und verschaffte ihm so in einer auch bei schweizerischen Fakultäten schon mehrfach vorgekommenen Weise einen ehrenvollen Ersatz für die einst durch Geschäftsnotwendigkeit vereitelte Erwerbung des gewöhnlichen Dokortitels.

«Vale amima pura et candida», so könnte ich ihm nachrufen, wenn der Verstorbene die alten Sprachen mehr geliebt hätte; so wähle ich lieber das Wort des norddeutschen Dichters:

„Ja, sie haben einen guten Mann begraben und uns war er mehr.“

P. Schweizer.
